

Brigitte Boothe
Gewalt statt Liebe – Liebe statt Gewalt
Eine Rehabilitierung des ödipalen Liebesmodells

Ödipus – das unwillkommene Kind

Freuds Bezugnahme auf das Ödipus-Narrativ ist eigenwillig. Er erzählt eine Kinder-Geschichte von Verlangen, Begehren und Liebeswünschen.¹ Um Liebe geht es in den antiken Ödipus-Erzählungen und -dramen jedoch nicht.

Bereits zu Zeiten Homers um 800 v. Chr. war die Geschichte allgemein bekannt. Der Kern der Ödipus-Erzählung war von Beginn an der unwissentliche Vätermord, die Eheschließung mit der eigenen Mutter und die Aufdeckung des Geschehenen, nicht jedoch die Selbstbestrafung. Oft verblieb der Held in Königswürde, fiel später im Krieg und erhielt ein jährliches Totengedenken. Der Stoff erfuhr dann jene Bereicherungen, die uns Heutigen vertraut sind. Die Ödipus-Dramen von Aischylos und Euripides sind verloren, die Tragödien des Sophokles gehören heute zum Repertoire auf den Bühnen der Welt und bleiben inspirierender Ausgangspunkt für

¹ Brigitte Boothe: Oedipus complex, in: Edward Erwin (ed.): The Freud encyclopedia. Theory, therapy, and culture, New York 2002, 397–404; dies.: Drama, Beziehung, Praxis: Der Ödipusmythos in der Psychoanalyse. Die griechische Mythologie und ihr psychoanalytisches Potential, in: Christine Kirchhoff, Gerhard Scharbert (Hg.): Freuds Referenzen, Berlin 2012, 105–129; dies.: Oedipus Complex, in: Virgil Zeigler-Hill, Todd K. Shackelford (eds.): Encyclopedia of Personality and Individual Differences, Berlin 2017, 1–5.

Neubearbeitungen.² Zudem wird *König Ödipus* jedes Jahr im antiken Amphitheater von Delphi aufgeführt.

Die bekannteste Überlieferung geht von der ungewollten Kinderlosigkeit des Laios, des Königs von Theben, und seiner Frau Iokaste aus. Das delphische Orakel enthüllt einen auf Laios lastenden Fluch, der als Gast des Königs Pelops dessen Sohn Chrysis hatte entführen und verführen wollen. Sollte Laios Vater werden, heisst es im Orakel, würde sein Sohn ihn erschlagen und die eigene Mutter heiraten. Tatsächlich wird Iokaste Mutter und übergibt den Säugling, dessen Füsse der Vater durchstochen hat, einem Hirten, damit er ihn aussetze. Doch gelangt das Kind an den korinthischen Königshof des Polybos und der Merope, die den Jungen aufnehmen. Er sei aber nur ein Findelkind, hört der inzwischen herangewachsene Jüngling gerüchtweise. So befragt er seinerseits das Orakel und erfährt, er werde seinen Vater töten und die Mutter ehelichen. Fortan vermeidet er den Kontakt mit den vermeintlichen Eltern, erschlägt aber an einer Wegenge, als es zu einem Handgemenge kommt, König Laios, ohne zu wissen, dass dieser sein leiblicher Vater ist. Er erreicht Theben, das von der Sphinx belagert und in Angst und Schrecken versetzt wird. Sie erlaubt ihm Einlass, falls er ihr Rätsel löst. Das gelingt dem Klugen und Furchtlosen, worauf sich die Besiegte in den Tod stürzt. Ödipus, der Befreier der Stadt, wird als König eingesetzt und mit Iokaste vermählt. Er ist bereits Vater von vier Kindern, als Theben von der Pest heimgesucht wird. Das delphische Orakel weissagt, die Pest werde weichen, wenn der Mörder von König Laios gefunden sei. Ödipus führt die Aufklärung des Falles zügig durch und erfährt, dass er selbst der Königsmörder ist. Iokaste tötet sich selbst, Ödipus blendet sich und verlässt Theben in Verzweiflung.

² Wichtiges Beispiel: Regisseur und Co-Intendant Nicolas Stemann inszeniert *Ödipus Tyrann* im Schauspielhaus Zürich mit den beiden Protagonistinnen Alicia Aumüller und Patricia Ziólkowska. Uraufführung 18.9.2022.

Gewalt statt Liebe

Nicht maligne Elterlichkeit ist für Freuds Modellierung ödipaler Konflikte thematisch. Kern der Tragödie seien nicht elterliche Gewalt, Übergriff und Missbrauch, Verstossung und Aussetzung des Kindes. Vielmehr berge die Latenz der Dramaturgie eine Dynamik unbewusster kindlicher Wünsche, das elterliche Sexualitäts- und Machtprivileg zu übernehmen.

Manifest jedoch bringt die Ödipus-Tragödie sehr wohl maligne Elterlichkeit zur Aufführung. Das Skandalon maligner Elterlichkeit, innerfamiliär und ausserfamiliär, steht heute im Brennpunkt politischer, wissenschaftlicher und rechtlicher Debatte. Beispielsweise zeigt sich der Pädagoge Micha Brumlik bestürzt über die allzu spät untersuchten Missbrauchsskandale an der Odenwaldschule. In seinem Vortrag zitiert er zu Beginn jene Gedichtzeile, die zum Motto einer aufsehenerregenden wissenschaftlich-politischen Auseinandersetzung werden sollte: «Was hat man dir, du armes Kind, getan?»³ Bei dieser wissenschaftlich-politischen Auseinandersetzung ging es um Jeffrey Massons Recherchen im New Yorker und Londoner Freud-Archiv, deren Befunde er mit anhaltender Medienaufmerksamkeit unter dem Titel «*Was hat man dir, du armes Kind, getan?*» ans Licht der Öffentlichkeit brachte.⁴

Wer ist das «arme Kind?» Es ist Mignon: Goethe lässt in seinem Roman *Wilhelm Meisters Lehrjahre* das geheimnisvolle Kind-Mädchen-Jüngling-Wesen Mignon das Lied «Kennst du das Land, wo die Zitronen blühn?» singen. Dort heisst es: «Und Marmorbilder stehn und

³ Micha Brumlik: «Was hat man dir, du armes Kind, getan?» – Erinnerung jenseits von sprachloser Betroffenheit und geheucheltem Mitgefühl. Vortrag im Rahmen des Hearings «Unabhängige Aufarbeitung – Verantwortung von Politik und Gesellschaft» des Unabhängigen Beauftragten für Fragen des sexuellen Kindesmissbrauchs am 30. April 2013 in der Berliner Akademie der Künste:
https://kipdf.com/was-hat-man-dir-du-armes-kind-getan-erinnerung-jenseits-von-sprachloser-betroffe_5ab07aca1723dd369cf7da86.html

⁴ Jeffrey M. Masson: *Was hat man dir, du armes Kind, getan?* Sigmund Freuds Unterdrückung der Verführungstheorie, Reinbek 1984.

sehn mich an: / Was hat man dir, du armes Kind, getan?»⁵ Auch bei Goethe geht es um maligne Elternschaft. Er lässt sein Geschöpf der sexuellen Verbindung zweier Liebender entstammen, die nicht wussten, dass sie Bruder und Schwester waren; Mignon wuchs, Misshandlung und Lieblosigkeit ausgesetzt, unter Fahrenden auf, Wilhelm Meister kaufte das reizvoll geheimnisvolle Kindwesen frei und stellte Mignon, die sich rasch in den «Beschützer» verliebte, zum persönlichen Service an. Wie manches «arme Kind», das wir Heutigen in einer inzestuösen Konfliktdynamik verstrickt sehen würden, endet die Geschichte für Mignon tragisch. Freud hätte seine Aufmerksamkeit auf den Skandal elterlicher Gewalt und sexuellen Missbrauchs rücken müssen. Diese Kritik formulierten, um nur Beispiele zu nennen, bereits mit Nachdruck die Psychoanalytikerinnen Marianne Krüll⁶ und Alice Miller,⁷ die Freuds Revision der Verführungstheorie zurückgewiesen und ihn gleichfalls der Leugnung skandalöser Missbrauchsverhältnisse beschuldigten. Viele Fachbeiträge kritisieren eine unvollständige oder auch verzerrte Auslegung des Ödipus-Mythos durch Freud.⁸ Aktuell

⁵ Goethes Werke, Hamburger Ausgabe, VII, München ¹³1994, 145.

⁶ Marianne Krüll: Freud und sein Vater. Die Entstehung der Psychoanalyse und Freuds ungelöste Vaterbindung, München 1979, Neuauflage Giessen 2004.

⁷ Alice Miller: Das Drama des begabten Kindes und die Suche nach dem wahren Selbst, Frankfurt am Main 1979, Neubearbeitung 2017; dies.: Du sollst nicht merken. Die Realität der Kindheit und die Dogmen der Psychoanalyse, Frankfurt am Main 1983.

⁸ Georges Devereux: Why Oedipus killed Laius; a note on the complementary Oedipus complex in Greek drama, in: The International Journal of Psychoanalysis 34 (1953) 132–141; Wolfgang Christlieb: Der entzauberte Ödipus. Ursprünge und Wandlungen eines Mythos, München 1979; John Munder Ross: Oedipus Revisited – Laius and the «Laius Complex», in: The psychoanalytic study of the child 37, Sept. (1982) 169–200; Theodore Lidz, Ruth W. Lidz: Oedipus in the Stone Age, in: Journal of the American Psychoanalytic Association 32 (1984) 507–527; Frauke Berndt, Almut-Barbara Renger: Ödipus, in: Frauke Berndt, Eckart Goebel (Hg.): Handbuch Literatur Psychoanalyse, Berlin, Boston 2017, 280–304:

<https://doi.org/10.1515/9783110332681-015>;

diskutieren Siegfried Zepf et al.⁹ die psychoanalytischen Ödipus-Modelle im Kontext missbräuchlicher und destruktiver Elterlichkeit neu.¹⁰

Charmante Begegnungen

Eltern sind nicht notorisch destruktive Akteure. Im günstigen Fall ermöglichen sie den Kindern frühe beziehungs-dynamische Erfahrungen liebevoller Kommunikation, behutsame und aufregende körperliche Interaktionen, variantenreiche Spiele von Nähe und Distanz, Freiheit und Kontrolle, die markanten Einfluss auf die Persönlichkeitsbildung ausüben.

Schon die frühe Säuglingszeit lebt von charmanten Begegnungen. Im Riechen, Schmecken, Tasten, Fühlen, Hören, Schauen entsteht eine erlebte Körperlandschaft der Lust und der Unlust, des Behagens und des Unbehagens; und von früh an gestaltet sich auf der Basis von Wahrnehmung und Empfindung auch eine imaginative Anatomie bezüglich Mund, Auge, Ohr, Brust, After und Genitalien. Im Spiel wechselseitiger leiblicher Resonanz kommt das Kind für erwachsene Bezugspersonen als liebens-würdiges Wesen zur Anschauung und erfährt ein basales Angenommensein: Es ist gut, es ist willkommen.

Andreas Marneros: Warum Ödipus keinen Ödipus-Komplex und Adonis keinen Schönheitswahn hatte. Psychoanalyse und griechische Mythologie – eine Beziehungsklärung, Heidelberg, Berlin 2018:

<https://doi.org/10.1007/978-3-662-56731-9>.

⁹ Siegfried Zepf, Florian Daniel Zepf, Burkhard Ullrich, Dietmar Seel: Ödipus und der Ödipuskomplex. Eine Revision, Giessen, 2014; Siegfried Zepf, Judith Zepf: Die Geschichte vom Kleinen Hans – Uncovered: Neubetrachtung einer Fallanalyse, Giessen 2021.

¹⁰ Anna Ancelin Schützenberger: Oh, meine Ahnen! Wie das Leben unserer Vorfahren in uns wiederkehrt, Heidelberg 2021; Franz Dunkel: Zur transgenerationalen Traumatisierung, in: Zeitschrift für Psychodrama und Soziometrie 20 (2021) 215–227:

<https://doi.org/10.1007/s11620-021-00619-8>.

In der Psychoanalyse hat sich längst die Wende von der Ein-Personen- zur Zwei- und Mehr-Personen-Psychologie vollzogen. Auf dieser Basis ist kindliche Entwicklung als interaktionelle Dynamik im Beziehungsraum zu betrachten.¹¹ Im Beziehungshandeln werden immer auch die Imaginationen, Wünsche und Ängste der parentalen Akteure wirksam, die sich des Kindes annehmen.¹² Ob sie beispielsweise mit dem Kind rivalisieren, ob sie das Kind als Störung, Gefahr oder Hassfigur erleben, ob es Ersatz für einen erwachsenen Partner sein soll, all dies hat machtvollen Einfluss auf die Beziehung zum Kind und darauf, welche Selbst- und Beziehungsbilder das Kind entwickelt. Auch wachsen Kinder damals wie heute mit vielen anderen Menschen jenseits einer Kernfamilie auf. Das grössere familiäre und ausserfamiliäre Umfeld ist bedeutsam und einflussreich. Frühe Entwicklung ereignet sich in Beziehungen. Entwicklung ist als kontinuierliche Wechselwirkung zu begreifen. Hier entsteht die innere Welt des Kindes. In diesem Kontext können Bilder und Inszenierungsformen «ödipaler Liebe» – eine neue Geschichte – entstehen, die jenseits des tragischen Ödipus-Mythos ein Selbst- und Beziehungsverständnis schaffen, in dem Aussichten auf benigne Liebesverhältnisse entstehen.

Lieblingspersonen und primäre ödipale Erfahrungen

Vier- bis fünfjährige Kinder haben ein grosses Repertoire an kommunikativen Kompetenzen erworben und können sich selbstständig und initiativ auf andere beziehen. Sie wählen Lieblings-erwachsene, Lieblingsgespielen und -gespielinnen, verfügen über eine

¹¹ Martin Altmeyer, Helmut Thomä (Hg.): Die vernetzte Seele. Die intersubjektive Wende in der Psychoanalyse, Stuttgart 2006; Stephen Mitchell: Bindung und Beziehung. Auf dem Weg zu einer relationalen Psychoanalyse, Giessen 2021 (übers. von Michael Altmeyer).

¹² Jean Laplanche: Die allgemeine Verführungstheorie und andere Aufsätze, Tübingen 1988 (übers. von Gunter Gorhan), 2., durchges. Aufl. Frankfurt am Main 2017.

reiche sprachliche Expressivität sowie über narrative Kompetenz, hüten auch Geheimnisse und geheime Orte, in die sie manchmal Lieblingsmenschen hineinlocken. Sie identifizieren sich mehr oder weniger spielerisch mit bestimmten sozialen Rollen, auch mit Geschlechtsrollenerwartungen. Sie regen, oft auf amüsante Art, Phantasien von Erwachsenen an und gestalten diese variantenreich mit. Die Kinder malen sich Szenarien lustvoller Interaktionen mit ihren primären Bezugsobjekten aus oder lassen in der Phantasie verschiedene lustvolle Interaktionen mit den Eltern oder bei den Eltern als Zuschauende entstehen.

Sind die Beziehungen zwischen Erwachsenen und Kindern aufregend, vergnüglich und verbunden mit zärtlicher Körperlichkeit, zugleich aber klar bestimmt vom Einhalten der Generationenschanke, so bieten diese primären Erfahrungen einen Nährboden für emotionale und soziale Intelligenz.

Wunschanliegen und Angstvorstellungen entstehen in psychoanalytischer Sicht aus primären – erfreulichen und aversiven, stillenden und frustrierenden, sichernden und bedrohlichen – Erfahrungen mit versorgenden, pflegenden, schützenden, kontrollierenden, bewertenden, Zärtlichkeit und Sinnlichkeit vermittelnden Elterninstanzen. Auf der Basis primärer Erfahrungen bilden sich Erwartungen und Befürchtungen, Handlungsmuster und innere Beziehungsmodelle aus, die das Liebesleben der Jugendlichen und Erwachsenen mitbestimmen.

Elterliche Sorge für das Kind verbindet Pflege und Kontrolle, Disziplinierung und Freiraum, Zärtlichkeit und Respekt, Nähe und Distanz wie auch Teilhabe an einer imaginativ-narrativen Welt, die erste Vorstellungen von Werbung, Privilegierung, Intimität und Rivalität zur Geltung bringt. Die Fähigkeit, im Verlauf der Adoleszenz die Wünsche nach dem privilegierten Liebesobjekt, nach Intimität und sexueller Erfüllung so zu vitalisieren, dass sie zu Liebeswahl und Paarbindung führen, setzt gerade voraus, dass im Sozialisationsprozess die Achtung vor der Integrität des anderen, der Anspruch auf Integrität der eigenen Person, die Wahrung von Grenzen, Dezenz und Diskretion, angeeignet werden konnten.

Eine lange Brautzeit im intensiven Gespräch

Haben Sigmund Freud und Martha Bernays als Kinder aufmerksame, feinfühlig, zu Spiel, Zärtlichkeit und die Eigenständigkeit des Kindes wahrende Bezugspersonen gehabt? Durften sie Zuneigung und Vertrauen entwickeln, Vertrauen auch darauf, gesehen zu werden und in ihrer Individualität Resonanz zu erfahren? Sie begegnen einander als junge Erwachsene mit einem bemerkenswerten Zuwendungs- und Ausdrucksvermögen. Die Briefe, die Martha Bernays und Sigmund Freud einander während der vier Jahre ihrer Verlobungszeit geschrieben haben, bieten Einblick in die Kommunikation zweier Liebender, die einander als Lebenspartner wählen, aufeinander hoffen, aufeinander warten und Verbindlichkeit herstellen wollen.¹³

Die Publikation der Brautbriefe erlaubt der Öffentlichkeit, als Lesende teilzunehmen an den ersten Briefkontakten, der Annäherung, der Liebeswahl und dem Liebesbund. Im gegebenen Zusammenhang liegt der Fokus nur auf diesen ersten Briefen. Unterdessen liegen fünf höchst informativ eingeleitete und kommentierte Bände vor, deren Lektüre es erlaubt, nachzuvollziehen, wie der Austausch der Verlobten sich gestaltete, wie ihr jeweiliger Lebensalltag aussah, wie sich Freuds berufliche Situation in extrem beengten Verhältnissen entwickelte, wie Marthas Leben im finanziell ebenfalls beengten Mutter-Schwester-Haushalt aussah, in welchen Beziehungen sie standen und welche Konflikte sie zu bewältigen hatten.

Martha Bernays, geboren am 26. Juli 1861, lebte mit der Mutter Emmeline – zunächst auch dem Vater, Berman Bernays, der 1879 starb – und der vier Jahre jüngeren Schwester Minna zunächst in Hamburg und seit 1869 in Wien. Im Juni 1882 begegnete Martha,

¹³ Albrecht Hirschmüller, Ilse Grubrich-Simitis, Gerhard Fichtner (Hg.): Sigmund Freud, Martha Bernays. Die Brautbriefe, I–V, Frankfurt 2011–2021. – I: Sei mein, wie ich mir's denke; II: Unser «Roman in Fortsetzungen»; III: Warten in Ruhe und Ergebung, Warten in Kampf und Erregung; IV: Spuren von unserer komplizierten Existenz; V: Dich so zu haben, wie Du bist.

die mit den Schwestern Sigmund Freuds verkehrte, zum ersten Mal ihrem zukünftigen Ehemann; bereits eine Woche später erfolgte die heimliche Verlobung des mittellosen Paares, das bis zur Heirat am 13. September 1886 in Hamburg lange Phasen räumlicher Trennung hinnehmen musste.

Am 6. Mai 1856 wurde Sigismund Schlomo Freud als erstes Kind der zwanzigjährigen Amalia Freud in Freiberg in Mähren (heute Příbor, Tschechien) geboren. Freuds Vater übersiedelte mit der Familie 1860, nach der Wirtschaftskrise, die auch die Insolvenz seines Textilunternehmens verursacht hatte und in der Folge anhaltende Verarmung bedeutete, in das von antisemitischen Tendenzen infiltrierte Wien. Weitere sieben Kinder wurden geboren. Sigmund wurde ein vielseitig interessierter Medizinstudent und von 1876 bis 1882 Schüler von Ernst Brücke am Physiologischen Institut der Universität Wien. 1880 leistete er Militärdienst.

Als Martha Bernays 1882 Freud und seine Schwestern besuchte, vergnügten sie sich in geselliger Runde unter anderem mit dem seinerzeit verbreiteten Vielliebchen-Wettspiel, das wie folgt abläuft: Ein Mann und eine Frau essen je einen Kern der Zwillingfrucht. Wer bei der nächsten Begegnung als erster den Spielpartner oder die Spielpartnerin mit «Guten Tag, Vielliebchen» begrüsst, hat gewonnen und darf ein Geschenk vom Verlierer oder von der Verliererin erwarten. Ein Vielliebchen – das deutsche Wort geht auf das litauische «filibas» (Paar, Pärchen) zurück – ist eine Mandel oder eine andere Frucht, die zwei Kerne statt nur einen aufweist. Martha war Freuds Spielpartnerin, hat verloren und ist nun gehalten, ihre Spielschuld, den «Viel-Liebchen-Tribut», zu begleichen. Dafür wählt sie Brief und Geschenk, ein Werk der Eloquenz und eines der Backkunst. So gestaltet sie ihre erste Nachricht am 11. Juni 1882:¹⁴

Beifolgende «Handarbeit» von mir als schuldiger Viel-Liebchen-Tribut dem Manne der Wissenschaft zum «Sezieren»! Ich will's nur gestehen, das hätten eigentlich Verse werden sollen, aber (freuen Sie sich!) der Respekt vor dem allzu scharfen «Sezieren» hat meiner «Muse» Schweigen geboten – d'rum nur in ganz schlichter Prosa die Bitte: Realität und Vergänglichkeit

¹⁴ Martha an Sigmund, 11. Juni 1882, in: Brautbriefe, I 81.

meiner Gabe dem bekannten Zeitmangel zugute zu halten – und den Wunsch: dass Sie, gestrenger Herr Dr., den kleinen Kuchen ebenso gerne verzehren möchten, als ich denselben für Sie bereitet, ja?
Schliesslich noch einen schönen Gruss für alle Freud's, und noch einen ganz speziellen für Sie von
Martha Bernays

Sie eröffnet ihr Schreiben mit ironischer Förmlichkeit und scherzhaft gravitätischen Pomp, stellt dabei spielerisch die – möglicherweise genderkonnotierte – «Handarbeit» der sezierend-wissenschaftlich-männlichen Schärfe gegenüber. Genauer gesagt, artikuliert sie sprachlich eine Figur der Submission. Eine Huldigungsadresse scherzhaft nachahmend liefert sie gleichsam pflichtschuldig demütig eine Gabe aus eigener Hand dem «sezierenden» Zugriff. Ironisch-pompös spielt sie auf souveräne männliche Autorität an; in dritter Person ist vom «Manne der Wissenschaft» die Rede.

Es folgt, wiederum scherzhaft, eine Bewegung des Selbstschutzes: Vorsichtshalber ist Selbstbescheidung statt dichterische Selbstprofilierung angesagt. Im Duktus zierlicher Selbstdemütigung ersucht sie um Nachsicht des «gestrengen» Herrn für die schlichte, vergängliche Gabe, dann aber geht es, Scherz und Submissionsironie beiseite, um gegenseitiges Vergnügen zweier Menschen, von gleich zu gleich: Er soll so viel Esslust geniessen, wie sie Backlust genoss.

Noch am gleichen Tag erhält Martha von Sigmund eine schöne Ausgabe des Romans *David Copperfield* von Charles Dickens und dankt überrascht und erfreut.

Sigmund hatte bei jener Geselligkeit, in der er Marthas Vielliebchen-Spielpartner geworden war, Marthas Tischkarte entwendet. Er sendet ihr am 13. Juni 1882 Rosen; auf die beigegefügte Tischkarte schreibt er:¹⁵

Dem teuersten Mädchen als schuldiger Tribut für den verlorenen gestrigen Tag, von der Bitte begleitet, die zarten Kinderhändchen nicht allzu sehr mit Arbeit für den heutigen Empfang zu quälen.

Der Briefautor greift – er spricht sein «teuerstes» Gegenüber als Figur in der dritten Person an – die Figur der Huldigungsadresse,

¹⁵ Sigmund an Martha, 13. Juni 1882, in: ebd., 86–89.

die Rede vom «schuldigen Tribut», auf. Sodann markiert er, wiederum spielerisch, einen starken Kontrast: In hyperbolisch-ironischem Duktus ist von quälender Arbeit die Rede, die, als Diminutiv formuliert, «zarten Kinderhändchen» erspart bleiben möge. Ganz neu ist der Kontakt zwischen beiden, doch präsentiert sich der Autor, durch Wort und Blume, in der Haltung des Verehrenden. Aber er positioniert die Hochgestellte und Verehrte als Kleinkind, dessen Händchen keine Arbeit zuzumuten sei.

Martha dankt Sigmund am 14. Juni 1882. Schon ihr erster Brief war voller Scherz- und Spielfreude. Nun appelliert sie ausdrücklich an den überaus «ernsten Freund», unbeschwert jung zu sein. Spiel, nicht Ernst sei für junge Leute ihres Alters geboten.

Sigmund indessen formuliert bereits ein Bekenntnis: «Teure Martha, wie haben Sie mein Leben verändert». So offenbart er sich am 15. Juni 1882. Er hat sie, die er als hochzuschätzende, emotional für ihn überaus bedeutsame Person anspricht, erst kurz zuvor kennengelernt und eröffnet ihr, dass die Begegnung für ihn zum Ereignis mit verwandelnder Wirkung wurde. Er zeigt sich in seinem Bekenntnis nicht als Akteur, sondern als Ergriffener, nicht als Handelnder, sondern als Empfangender, nicht bestimmt, sondern resonant. Er zeichnet sie aus als verehrungswürdig.

«Teure Martha, wie haben Sie mein Leben verändert» ist Teil dieses Briefes, der hier in wenigen Ausschnitten zitiert sei:¹⁶

My sweet darling girl

Ich weiss noch nicht, wie ich diese Zeilen vor die Augen des teuren Mädchens bringen werde; [...] Teure Martha, wie haben Sie mein Leben verändert. [...] Diesem Abend und diesem Spaziergang hätte ich kein Ende gewünscht. Ich mag nicht schreiben, was mich da bewegt hat.

Ganz kurz erst kennen sie sich; noch sagen sie Sie zueinander, doch schon wird Martha in der brieflichen Anrede dem Autor zugeeignet, schon wird sie liebkosend verkleinernd zum Mädchen und süssen Liebling, das Ganze in Englisch. Die gebräuchliche englische Koseform – häufig für Babys und Kleinkinder – schafft im

¹⁶ Sigmund an Martha, 15. Juni 1882, in: ebd., 89.

Vergleich zu einer liebkosenden Anrede in deutscher Sprache eine gewisse förmliche Distanz. Wie kann der Brief, fragt Freud, der in seinen Worten «verwegene» Brief, an seine Adressatin gelangen? Denn niemand soll davon wissen. Damit vermittelt sich das Anliegen gemeinschaftlicher sorgfältiger Geheimhaltung. Noch einmal, jetzt in deutscher Sprache, wird der Adressatin grösste Wertschätzung zuteil, zugleich hat sie für ihn nicht den Status einer Erwachsenen, sondern eines Kindes (girl). Die Verkindlichung und Verkleinerung steht neben dem Ausdruck der Devotion. Der Schreibende erinnert an ein gemeinsames Erlebnis vom Vorabend, das – so Sigmunds Wunsch – kein Ende hätte finden sollen. Er «mag» nicht ins Einzelne gehen. Das heisst, er ist im Hier und Jetzt des Schreibens nicht geneigt, die innere Bewegung zu schildern, die Situation lädt nicht dazu ein.

Einerseits also wird Marthas Erscheinung zur Offenbarung eines Ausserordentlichen; der Ergriffene ist einer unerhörten inneren Bewegung ausgesetzt, der er sich preisgibt und zu überlassen wünscht. Andererseits weist der Briefautor sein Gegenüber mit einer konventionellen Koseform einen Klein-Mädchen-Status zu. Der Duktus der Verehrung – dazu passt der Ausdruck von Scheu und das Gehemmtsein im Formulieren – verbindet sich mit dem Duktus des Verniedlichens.

Im gleichen Brief kommt es dann zu folgendem Ansinnen:¹⁷

[...] ich kann, was ich Martha zu sagen habe, nicht hier sagen; mir fehlt das Vertrauen, dass ich es wagen darf; [...] Ich will nur das verraten: zum letzten Male, dass wir uns sehen, möchte ich die Geliebte, die Verehrte, «Du» heissen, möchte vollste Klarheit in ein Verhältnis bringen, welches dann vielleicht für lange mit dem Dunkel des Geheimnisses umhüllt werden muss. Wieviel wage ich nicht, indem ich so schreibe. Wenn Marthas Stimmung beim Lesen dieser von allen Fesseln losgebundenen Zeilen nicht der meinen gleichkommt, so wird sie mich verlachen oder sich verletzt zurückziehen.

Ein «von allen Fesseln losgebundenes» Schreiben sei es, denn der junge Mann, der Martha erst seit Kurzem kennt, offenbart

¹⁷ Ebd., 86–89.

sich keineswegs als behutsam Werbender, sondern drängt auf Verbindlichkeit: Ein geheimes Verlöbnis soll stattfinden. Das Risiko einer ungünstigen Aufnahme – belustigte Abweisung, massive Irritation, verletztes Befremden über so viel Zudringlichkeit – ist zu gross. Er «wagt» viel und wird überaus deutlich: Vom «Sie» will er zum «Du» übergehen, und bevor Martha für lange Zeit fern ist, soll das «Verhältnis» der beiden zueinander, das noch ein heimliches Bündnis ist, zur «vollsten Klarheit» gebracht werden.

Zugleich stellt er seinem dringlichen Anliegen den gebotenen Respekt vor der Unabhängigkeit und Freiheit der Angesprochenen gegenüber. Schon spricht er, obwohl noch das förmliche «Sie» gebraucht wird, von der «Geliebten», doch lässt er die Möglichkeit offen, dass Martha ganz anders denken und fühlen mag als er. «Marthas Stimmung» könnte – sie hat ihm bisher nichts versprochen – ganz anders sein.

Überhaupt, formuliert der Schreibende eingangs, sei es ein Wagnis, etwas von dem zu «verraten», was nach Mitteilung drängt, aber nur in einer Vertrauensbeziehung Ausdruck finden würde. Die Adressatin darf bei der nächsten Begegnung mit Sigmund daher nicht nur mit dem formulierten Ansinnen rechnen, sondern mit – vermutlich emotionalen – Mitteilungen, die erst möglich sind, wenn ein Bündnis geschlossen ist. Dann kann das übervolle Herz sich öffnen; eben dann erst, wenn eine Gewähr besteht, dass das Gegenüber sich nicht entzieht. Das Nicht-Gesagte, noch nicht zu Sagende hat somit im kühnen Schreiben durchaus einen bedeutsamen Platz: Es wird Ausdruck finden, sobald die Nähe des Du-Sagens erreicht ist und das loyale Bündnis besteht.

Der Schreibende wendet sich nicht direkt an Martha, sondern spricht von ihr in der dritten Person. Martha ist gleichsam als Figur integriert in sein Projekt, mit einem gewissen Spielraum des Widerspruchs oder des Widerstands. Aber bereits am 17. Juni 1882 kommt es zur heimlichen Verlobung. Sigmund schreibt seiner Verlobten zwei Tage später:¹⁸

¹⁸ Sigmund an Martha, 19. Juni 1882, in: ebd., 91.

Mein teures heissgeliebtes Mädchen,
 Ich wusste es, erst wenn Du entfernt sein wirst, würde mir der ganze Umfang meines Glückes und leider auch das ganze Mass meiner Entbehrung zum Bewusstsein kommen. Ich kann es noch immer nicht fassen; hätte ich nicht das zierliche Kästchen und das süsse Bild Marthas vor mir liegen, ich hielte es für einen gaukelnden Traum und fürchtete mich vor dem Erwachen. Aber die Freunde sagen, es sei Wahrheit, und ich selbst, ich weiss mich an Einzelheiten zu erinnern, so reizend, so fremdartig beglückend, wie die Traumphantasie sie nie zu ersinnen vermag. Es muss wohl wahr sein. Martha ist mein, das süsse Mädchen, von dem mir alle mit Verehrung sprachen, das beim ersten Zusammensein trotz allen Sträubens meinen Sinn gefangen nahm, um das ich zu werben mich fürchtete und das in hochsinnigem Vertrauen mir entgegenkam, den Glauben an meinen eigenen Wert mir erhöht und neue Hoffnung und Arbeitskraft mir geschenkt hat, als ich ihrer am dringendsten bedurfte [...]

Der Jubel der Erfüllung – der Wunscherfüllung: Das Bündnis ist geschlossen. Sigmund formuliert eine literarisch-kulturell vertraute Dynamik von Kapitulation und Überschreitung. Zur Dynamik von Kapitulation und Überschreitung gehört die Positionierung eines standfesten und selbstbestimmten Protagonisten, der seiner Regie- und Kontrollmacht sicher ist, dann aber dem Einfluss eines Gegenübers erliegt, das den kühlen Stand und die ruhige Souveränität des Protagonisten ins Wanken bringt. Dem Charme oder dem Zauber einer Person erliegen, heisst es sinnfällig. In der narrativen Kulturtradition, in denen Imaginationen von der dämonischen Verführerin gestaltet werden, ist nicht nur die Ruhe des Verzauberten dahin, sondern hier drohen Ruin und Untergang. Dergleichen hat Sigmund kaum zu fürchten, doch darf an dieser Stelle noch einmal interessieren, dass der Werbende zunächst «vollste Klarheit in (beider) [...] Verhältnis bringen» wollte, bevor er sich der Fülle des Erlebens überlassen mochte.

Zunächst also habe er sich dagegen gesträubt, von Martha berührt und bewegt zu sein; doch konnte er dem Ergriffensein nicht wehren; dann wagte er es, vermeintlich furchtsam, doch eigentlich ziemlich deutlich, um sie zu werben. Martha kam ihm hochgemut entgegen, nun gehört sie ihm an – in der Anrede benutzt er das Possessivpronomen «mein», «Martha ist mein», aber wiederum spricht er von ihr in der dritten Person: «das süsse Mädchen» – und wirkt

nun segensreich, gleichsam als kindlich-mädchenhafte Muse, die sein Können und Werden und Schaffen beflügelt.

Martha antwortet ihrem Verlobten am nächsten Tag unter anderem:¹⁹

Sigi, mein Sigi! Ich nenne Dich heut zuerst bei Deinem Namen, Deinem lieben Namen, der mir eigentlich schon lieb war, noch ehe ich Dich recht gekannt [...]

Leb wohl, leb wohl, dass Du mir schreiben sollst, das brauche ich wohl nicht zu sagen, nicht wahr. Du weisst, was ein Brief von Dir ist. [...] Deine Martha

Martha rührt an das aus der romantischen Dichtung überlieferte Motiv der sehnsuchtsvollen Ahnung, wenn ein Zeichen – hier der Name – bereits etwas anklingen lässt, was sich erst später als Liebeswirklichkeit offenbart. Die Person erscheint und ist auf beglückende Art vertraut, denn sie war unbewusst erwartet worden.

Eine ödipale Trias: Affizierende Präsenz, Selbstbestimmung und Unverfügbarkeit

Sich Annähern, Wählen und Verbindlich-Werden entfalten sich als kunstvolle kommunikative Inszenierungen. Martha und Sigmund spielen mit Entgegenkommen und Sich-bedeckt-Halten. Beide bringen Figuren der Devotion und der Submission zum Einsatz. Sie zollen einander Tribute, Martha verneigt sich im Scherz vor dem Herrn Doktor, reicht eine bescheidene Gabe, Sigmund sendet Rosen.

Affizierende Präsenz, Selbstbestimmung und die Anerkennung der Unverfügbarkeit des anderen kommen in einer vielschichtigen Dynamik zusammen: Die affizierende Präsenz des und der anderen übt Wirkung und Einfluss aus, der von dieser Präsenz Erfasste verliert den sicheren Stand. Die «teure» Person gelangt für das Gegenüber in einen Prozess der Verklärung. Für Sigmund wurde die erste

¹⁹ Martha an Sigmund, 20. Juni 1882, in: ebd., 95.

Begegnung mit Martha zur Epiphanie: «Wie haben Sie mein Leben verändert». Es ging um die unerwartete Erscheinung einer Offenbarung. Es ging um ein Ereignis umfassender Veränderung. Es entstand die befreiende Möglichkeit eines neuen Selbstverständnisses. Zugleich erfährt Sigmund die Selbstbestimmung und Unverfügbarkeit der nunmehr so teuren Person als beunruhigend.

Sigmund – sie kannte ihn noch nicht, liebte aber den Namen – ist für Martha der vertraute Fremde. Martha wird für Sigmund zur vollkommenen Erscheinung der Liebens-Würdigkeit. Längst ist er gefangen – frei sagt er Ja. Der Gefangene befindet sich in einer Verfassung der Selbstpreisgabe, des Standverlustes. Um Martha die Verlobung anzutragen, bedarf es freilich des Standvermögens, der Selbstermächtigung in der unfreien Freiheit der Liebeswahl. Es geht um die Etablierung von Vertrauen und damit den Anspruch auf Loyalität, wie immer dieser in der jeweils sehr individuellen Beziehungsgestaltung der Beteiligten ausgehandelt und gelebt wird. Im wechselseitigen Erwählen verbinden sich Selbst- und Fremdsorge. Das Wohl des jeweils anderen wird zum eigenen Herzensanliegen.

Es ist eindrucksvoll, wie Sigmunds Haltung der Verehrung, die er Martha, in der Befürchtung, ihrer nicht würdig zu sein, sich verbindet mit der Positionierung der geliebten Person als entwaffnend rührendes kleines Mädchen mit den «Kinderhändchen». Ein Ausdruck zärtlicher Elterlichkeit und ebenso die Herstellung elterlicher Souveränität im Blick auf das Kind. Überwältigt von der Erscheinung der Frau mag unschuldige Kindlichkeit dem vom Verlangen Erfassten vorübergehend sicheren Stand gewähren.

Während Sigmund als Werbender auftritt, der sich entschieden zur Liebeswahl bekennt, positioniert sich Martha in der Sprache des – durchaus verführungsbereiten – Spiels. Das wird in ihrer brieflichen Kontakteröffnung eindrucksvoll und kunstvoll deutlich. Sie lockt mit der oralen Gabe eines köstlichen kleinen Kuchens, dem Adressaten speziell zugehört. Sie bezieht sich auf ein Spiel, das Vielliebchenspiel – «Vielliebchen» ist wahrlich sinnig – des Vorabends. Sie schreibt ironisch und humorvoll und spielt dabei mit konventionellen Bildern des Maskulinen und Femininen, mit überkommenen

Genderpositionierungen, so, als erprobe sie in der Freiheit kindlichen Spielens Rollenbilder, über die man sich amüsieren kann.

Das war einmal und ist heute aktuell

Allen würden zum hier gezeichneten Bild von Liebeswahl und ernstem Spiel – weltliterarische und triviale – Geschichten, Dramen, Comics und Filme einfallen. Denn die lange und reichhaltige Tradition kultureller und keineswegs nur heterosexueller Narrative ist hier wirksam. Ihr weltweiter Variantenreichtum bleibt lebendig. Man merkt es heutigentags an den überaus zahlreichen Internet-Anleitungen zum Schreiben eines Liebesbriefes.

Personen, die einander als Liebende begegnen, greifen auf überkommene Verständigungsmuster zurück, auch in Zeiten freier Liebe freier Menschen. «Make Love, not War» verschaffte der Hoffnung auf nie versiegende Liebes- und Friedenskraft Ausdruck. Vergnügen, Entspannung und Erregung, Abwechslung und Kontakt sind für Erwachsene ohne Aufwand und ohne strafrechtliches Risiko heute verfügbar. «Frei» scheint zunächst einmal frei zugängliche Sexualität in vielen ihrer Spielarten zu bedeuten. Allerdings bedeutet freie Zugänglichkeit bekanntlich nicht Freiheit der Konsumenten von Hemmung, Blockade und Konflikt. Sexualität ist im öffentlichen Raum zum Schauen, Lesen, Mitmachen und Kaufen allerorten präsent. Ubiquitäre Verfügbarkeit hilft den Scheuen und Einsamen aber nicht.

Attraktivität und genderorientierte, wandlungsfähige, variantenreiche und kreative Selbstausrüstung sollen als lebenslange Ressource verfügbar sein; erfolgversprechende Reparaturmassnahmen – kosmetisch, chirurgisch, diätetisch, medikamentös und sportlich – werden kulturell-gesellschaftlich begrüßt und sind marktwirtschaftlich erfolgreich. Im Kontext liberalisierten Sexualgebarens, das allen die Trennung von sexuellem Handeln, emotionaler Neigung und Paarbildung ermöglichen will, sind sexuelle Orientierung, Präferenzbildung und Partnerwahl zu anspruchsvollen Aufgaben geworden.

Bindung und erotisches Vergnügen, gelebte Mütterlichkeit und gelebte Väterlichkeit jenseits konventioneller Paar- und Familienbindungen, Freundschaft, Abenteuerlust und Machtinitiative finden heute variantenreiche und vielfältige Ausdrucks- und Gestaltungsformen.

Das ödipale Liebesmodell – es ist nicht normativ festgelegt und nicht heterosexuell und konventionell fixiert – kann hier fruchtbar werden. Denn die initiative Wahl der Partner und Partnerinnen wird zur besonderen Chance für die Entwicklung emotionaler und sozialer Intelligenz. Die Bereitschaft, in diesem Risikofeld um die Aufmerksamkeit der Zielperson zu werben, die eigene Person ins Spiel zu bringen, Zurückweisung in Kauf zu nehmen, ist eine Herausforderung mit hohem Risiko psychischer Belastung, aber auch die Chance, Kränkungs- und Beschämungs- und Verlusttoleranz zu entwickeln.

Das Hohe Lied der Psychoanalyse

Besonders hervorzuheben ist im ödipalen Liebesmodell die bedeutsame Verbindung von Ernst und Spiel, von Progression und Regression, die Rückkehr zu frühesten Erfahrungen und die Aussicht auf persönliches Wachstum: Die Liebenden können miteinander und füreinander diesseits und jenseits des Erotischen und Sexuellen alle Lust des Kindseins teilen, können in leiblicher und sprachlicher Kommunikation alle Freuden der Regression – Loslassen, Hingabe, Preisgabe – geniessen und ebenso dem Anliegen gerecht werden, nicht nur Sorge für den anderen zu tragen, sich für sein Wohl einzusetzen, sondern auch, seine Freiheit zu respektieren. So wird die Liebe zum anderen immer auch zum Anspruch an sich selbst und zur Empfänglichkeit für das, was die andere und den anderen im offenen Raum ihrer Möglichkeiten ausmacht.

In diesem Sinne ist, mit Brecht gesprochen, Liebe eine «grosse Produktion». Oder man könnte den psychoanalytisch-ödipalen Narrativen den Ehrentitel des «Hohen Liedes der Psychoanalyse» verleihen. Und wie jenes Hohe Lied ist auch dieses zunächst Lob-

und Preisgesang. Es geht um Aussichten, Hoffnungen, Wünsche, Ansprüche, Herausforderungen, die dem Lebensalltag Glanz und Tiefe geben, sofern die Betroffenen immer wieder kreativen Einsatz leisten. Doch sollten sie auch bereit sein, auf Augenhöhe Konflikte auszutragen. Denn der Klang des Glücks ist das eine, das Klagelied, der Wehruf, der Wutschrei, das düstere Schweigen, die Trauerode das andere.

Ever tried. Ever failed. No matter. Try again. Fail again. Fail better.

Samuel Beckett

conexus 6/1 (2023) 134–152

© 2023 Brigitte Boothe. Dieser Beitrag darf im Rahmen der Lizenz CC BY-NC-ND 4.0 – Creative Commons: Namensnennung/nicht kommerziell/keine Bearbeitungen – weiterverbreitet werden.



<https://doi.org/10.24445/conexus.2023.06.009>

Prof. em. Dr. Brigitte Boothe, Psychotherapie Bellevue, Rämistrasse 5,
8001 Zürich

brigitte.boothe@icloud.com